

verkleidet, ihre bettelgängerischen Umzüge durch die Stadt, häufig in Begleitung eines geschmückten Christkinds mit einem Stern. Von der Kirche mißbilligt und vom Rate als lästige Bettelei mehrfach verboten, haben sich solche Umzüge, die nachweislich aus katholischer Zeit stammen, bis ins 18. Jahrhundert erhalten; der altüberlieferte Brauch wurzelte zu fest in der Volksgunst. Der Aufzug dieser Gestalten, die in der Dämmerung der Zwölfnächte einherzogen, war nach einem Bericht aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts nicht gerade glänzend, ihre Königs-tracht war eigentlich recht schäbig. Gemessenen Schrittes zogen sie einher, von jubelnden Kinderscharen umgeben. Vor den Häusern angesehener Bürger machten sie halt, um ehrbar ein geistliches Lied vorzutragen. Von der Geburt des Heilands, dem Stern, der sie geführt, von ihrer Wanderung durch das Land des Herodes sangen sie. Es folgte oft ein weltliches Schelmenlied, das ganz arglos mit derselben trübseligen Miene vorgetragen wurde, als ob es ein Bußpsalm wäre. Unter den eingesammelten

Gaben waren besonders Lebensmittel, Kuchen, Äpfel, Nüsse, auch wohl Geld. Gern folgten sie, in Erwartung einer besonders reichen Spende, der Einladung, in das Haus einzutreten, zur Belustigung und Freude kleiner Kinder, die nach Überwindung anfänglicher Scheu, selbst mit dem Mohrenkönig Freundschaft zu schließen bereit waren. Die fröhlich gestimmte Gesellschaft verließ das gastliche Haus mit dem hell herausgeschmetterten Verse:

„Die Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen und trinken, aber zahlen nicht gern.“

Wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dem „Sternsingen“ in der Stadt nichts mehr vernommen, so war der Brauch dennoch nicht völlig erloschen, er hatte sich nur auf das Land geflüchtet. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde er unbeanstandet in unseren Marschen geübt. In der Umgegend von Hildesheim sollen die Dreikönigsumzüge noch heute abgehalten werden.

Geschichtliches vom Hamburger Dom

Der Hamburger Dom! Würde unsere Jugend in der Weihnachtszeit nach einer Sehenswürdigkeit Hamburgs befragt werden, dann wäre wohl darauf zu wetten, daß der Hamburger Hafen mit seiner Weltgeltung und seinen vielen technischen Wundern vergessen, daß man sich des Elbtunnels, ja selbst Hagenbecks Tierpark nicht erinnern, sondern auf den „Hamburger Dom“ tippen würde. Der „Dom“ ist das Paradies der Jugend. Der Jugend allein? Nein, auch die älteren und alten Hamburger fühlen es als eine Verpflichtung, als Tradition und zum Programm gehörend, mindestens einmal im Jahr einen Dombummel zu machen. In den winterlichen Unterhaltungsstoff drängt sich unter die Fragen über Kunst, Theater und Sport auch in der guten Hamburger Familie die Frage: „Waren Sie schon auf dem Dom?“ In Liedern ist und wird der „Dom“ besungen, in der Heimatchronik ist er festgehalten und in dem Buch eines Dithmarscher Pastors „De Reis na'n Hamburger Dom“ verewigt worden.

Der „Hamburger Dom“, dessen Geschichte zurückreicht in die Zeit des Papsttums, kann in dem Jahre, dem dieses Adreßbuch gilt, ein Teiljubelium begehen, nämlich die Wiederkehr des Tages, an dem er vor 125 Jahren von dem Domplatz, der Wiege seiner Entstehung und Benennung, verlegt worden ist, zunächst nach dem Gänsemarkt. Das mag uns Anlaß sein, über die Geschichte des Hamburger Doms im Rahmen unserer Sonderbeiträge zu berichten.

Die Wiege des „Hamburger Dom“, auch „Schoppendom“ genannt, stand am Speersort, an der Stelle, wo jetzt die Staats- und Universitätsbibliothek ihren unendlich großen Buchreichtum beherbergt und wo vorher das Johanneum Generationen hindurch unserer Jugend Wissen vermittelte. Die Gebäude der Staats- und Universitätsbibliothek, die mit ihrem gewaltigen quadratischen Häuserblock vier Straßenfronten begrenzen, sind an erinnerungsreicher Stätte errichtet, denn hier stand bis zum Jahre 1804 der Dom, ein altherwürdiges Gotteshaus, „die heilige Mutterkirche der gesamten Christenheit Nordeuropas“, dessen Geschichte zurückreicht bis zu den ersten Werdejahren Hamburgs, und das trotz der vielfachen Zerstörungen durch kriegerische Ereignisse sich immer wieder aus dem Schutt zu neuer Schönheit erhob. Ein Teil der Domkirche, nämlich die die Schmiedestraße begrenzende Mauer, um deren Erhaltung Geschichtsfreunde unserer Stadt bei dem Abbruch des Doms in den Jahren 1804—1806 sich bemühten, reichte in seiner baulichen Entstehung zurück in die Zeit der Gründerjahre Hamburgs. Der letzte Wiederhersteller der Kirche, nachdem Krucko, der wendische Tyrann, sie im Jahre 1072 vollständig zerstörte, war der Statthalter von Hamburg, Graf Adolf von Schauenburg. Der Dom, damals die einzige Kirche Hamburgs, war der geistige Mittelpunkt unserer Stadt, und um ihn herum gruppierte sich Handel und Wandel. Hier war die City Hamburgs. Von diesem Platz mit seinen Gebäuden, die insgesamt 142 500 Quadratfuß (ungefähr 50 000 Quadratmeter) bedeckten, gingen besondere Rechte aus, die Rechte des Papsttums und in der Nachfolge die des gewaltigen Domkapitels. Der Dom bildete einen Staat im Staate. Auf dem Domgrundstück schaltete und waltete der Domherr, und zwar nicht immer in frommer Eintracht mit dem hohen Senat. Was in Hamburg verboten war und bestraft wurde, hier wurde es vielfach gestattet.

In diesem uralten gotischen Riesengebäude des Doms, das die

Geschichtsschreiber mit Recht als das Stützungsdenkmal Hamburgs bezeichnen, entstand der später so populär gewordene „Hamburger Dom“. Allerdings führen uns die ersten Anfänge nicht in den Raum, wo der Gottesdienst abgehalten wurde, sondern in einen Vorraum, die Halle, die in der katholischen Zeit als Kapelle diente, nach der Reformation und der damit in Zusammenhang zu bringenden Vereinfachung des Gottesdienstes aber unbenutzt stand. Diese Domhalle war ein Meisterstück der Baukunst des Altertums. Das mächtige Gewölbe wurde getragen von sieben schönen Säulen aus geschliffenem orientalischem Granit. Jede Säule war aus einem Stück gehauen, 10½ Fuß hoch und 2 Fuß im Durchmesser. Es wird vermutet, daß diese Gewölbeträger aus einer älteren Vorzeit stammten als die Kirche und daß sie wahrscheinlich vor der baulichen Verwendung in Hamburg schon zu einer anderen Bestimmung benutzt worden waren. Diese räumliche Schmucke Halle zeigte sich in ihrer architektonischen Schönheit so recht in den Vorweihnachtstagen, wenn die Tischler, die dort ihre Tische, Bettstellen und Schränke (auch Schuppen genannt, deshalb der Name „Schoppendom“) herstellten und lagerten, nach ihrem Benutzungsvertrag mit dem Domkapitel verpflichtet waren, die Halle zu räumen. Die volle Freude in der Betrachtung dieser Halle mit den herrlichen Säulen wurde jedoch durch den Schmutz getrübt, der seit Jahrhunderten an den Gewölbeträgern klebte und um dessen Beseitigung sich niemand kümmerte.

In dieser 132 Fuß langen und 45 Fuß breiten Säulenhalle wurde der von dem Domkapitel angeordnete Christmarkt alljährlich abgehalten, ein Fest, das ursprünglich vielleicht nur zur Freude der Kinder veranstaltet worden war und sich entwickelt hatte aus einem hier seit 1668 nachweisbaren Handel mit Waren aller Art, besonders von allen Kleidern, auch Büchern, hauptsächlich Pamphleten, deren Verkauf vom Senat streng verboten war, die hier aber offen auslagen. Außer der eigenen Gerichtsbarkeit — die es ihm gestattete, auf seinem Terrain alles das zu erlauben, was in den übrigen, unter der Herrschaft des Senats stehenden Straßen verboten war — hatte das Domkapitel seine eigene Marktgerechtigkeit. Die hamburgischen Kalender führten für Hamburg nur drei Jahrmärkte auf, der vierte, der Dommarkt, wurde nicht erwähnt, denn er fand nicht auf dem Gebiet der Stadt, sondern auf dem Grund und Boden des Domkapitels statt. Man nannte ihn deshalb den Dommarkt oder kurzweg „Dom“. Der „Dom“ begann acht Tage vor Weihnachten in der Halle, aber auch die anstoßenden Kreuzgänge wurden benutzt, weiter der innere Raum des sogenannten Friedhofes und selbst in einem Teil der Kirche waren Zelte und Buden aufgeschlagen, oder es wurde von den Tischständen verkauft. Feilgehalten wurden Hamburger und Nürnberger Puppen, sogenannte „Dompoppen“, ferner Kuchen, Bonbons, Kalender und andere Sachen. Um die Aufstellung vieler Buden zu ermöglichen — denn das Domkapitel brauchte den Markt als Einnahmequelle —, war der Gang zwischen den einzelnen Verkaufsständen in der Halle nur schmal, zwei Personen konnten und durften nur neben- und hintereinander die Budenreihen passieren; Stadtsoldaten sorgten dafür, daß diese Anordnung strikte befolgt wurde. Die eine Reihe war von den ankommenden, die andere von den abgehenden Marktbesuchern zu benutzen.

Der Markttrubel spielte sich in den Nachmittags- und Abendstunden ab. Die ersten Besucher waren die Kinder, die sich an den feilgehaltenen Süßigkeiten labten, dann folgten junge Mädchen und Herren und später die Erwachsenen, die sich unter allerlei Späßen gegenseitig kleinere Geschenke machten und hinterher im Ratskeller die Erlebnisse bei einem guten Tropfen in fröhlicher Unterhaltung besprachen. In den späteren Abendstunden kamen die minderbemittelten Leute, die meist mit vielem Lärm durch die weiten Hallenräume zogen. Aber auch viel Gesindel kam, das sich für sein leichtsches Treiben gern die dunklen Winkel in dem Kirchenschiff auswählte. Der Weihnachtsmarkt, und hier wiederum der Dom, war auch der Treffpunkt für die sich befehdenden Brauer- und Zuckerbäckerknechte. Es wurden förmliche Fehdebriefe geschrieben und in der Kirche am Grabmal des Grafen Schauenburg, im Volksmund der „breite Stein“ genannt, die Kämpfe unter den streitenden Parteien ausgetragen. Stadtsoldaten mußten vielfach einschreiten, um das Gotteshaus von den Raufbolden zu befreien.

Die Zelte und Buden durften nur von Hamburger Bürgern und Einwohnern gemietet werden. Der Kramerrat sorgte dafür, daß diese Bestimmung innegehalten und daß die von auswärts eintreffenden Trödler und Händler, die in den von ihnen besuchten Gasthöfen kleine Basare veranstalteten, alsbald die Stadt wieder verlassen mußten.

Im Jahre 1802 wurde die Macht des Domkapitels gebrochen und durch Beschluß der Reichsdeputation seine Funktionen dem Senat übertragen, gleichzeitig fielen die dem Dom gehörigen Dörfer Poppenbüttel und Spitzerdorf dem dänischen Staat als Eigentum zu. Von diesem Zeitpunkt an verzeichnet der hamburgische Kalender den Dom als hamburgischen Markt.

Der letzte Domherr der Domkirche, Dr. Meyer, hat ein im Jahre 1804 herausgegebenes Büchlein verfaßt, das für die Geschichte des Hamburger Doms um so beachtlicher ist, weil hier ein Zeitgenosse aus eigenem Miterleben zu uns spricht. Dr. Meyer erinnert an die in der Kirche ausgeprägten blutigen Schlachten der Knechte und tadelt scharf die Handelsleute, die, wie schon zur Zeit des Mittelalters, als die erzbischöfliche Hoheit sie mit Bulle und Bann aus der Kirche heraustrieb, sich immer wieder in das Schiff der Kirche vordrängten. Die Entweihung des Gotteshauses ging sogar so weit, daß auf dem Grabmal des Grafen von Schauenburg, in der Zeit, die noch in die Erinnerung von Dr. Meyer fällt, ein Schlächter Würste sottete und briet und diese dann mit Punsch oder Schnaps an die Dombesucher verabfolgte. Viel Kopfzerbrechen hat der Mitwelt vor dem Abbruch des Doms die spätere Verwendung der Halle gemacht. Dr. Meyer schlug vor, an die Stelle eines Teils der weggeräumten Kirche einen Marktplatz treten und dort den Hamburger Christmarkt weiter unter Arkaden stattfinden zu lassen. Dann würde in dieser durch Kauf und Verkauf von Nahrungsmitteln belebten Gegend die Fortdauer der alten Sitte gesichert sein, was auch aus dem staatswirtschaftlichen Grunde des dadurch bewirkten Geldumlaufs nur zu begrüßen sei. Um die Erhaltung der architektonisch wertvollen Säulenhalle war besonders das Domkapitel bemüht durch Vorbringen von Vorschlägen vielfacher Verwendungsmöglichkeiten.

Auch über anderen Marktunfug berichtet Dr. Meyer in

interessanter Weise. In einer oberen Seitenabteilung des Doms zeigte man noch um das Jahr 1780 während des Dommarktes zum Grauen der Kinder die verdorrte Hand eines unartigen Kindes, das seine Eltern schlug und dessen verbrecherischer Arm aus dem Grabe angeblich hervorgewachsen war. Ferner wurden gezeigt zwei wohl erhaltene Mumien, eingedorrte und mit Kleiderlumpen bedeckte Leichname in zerbrochenen Särgen. Die Sage berichtete, daß es sich um eine Gräfin von Schack und einen tapieren General handle. Dieser trug die schwedische Uniform und an den Beinenden hingen

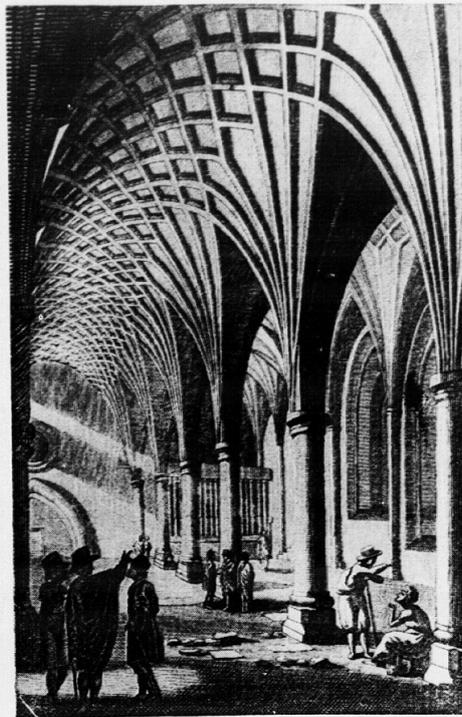
gespornte Stiefel. Der mit dem Vorzeigen dieser unbekanntem Toten getriebene Unfug veranlaßte das Domkapitel, dem Spuk durch Verscharren der Körper ein Ende zu machen.

Im Jahre 1804, als der Abbruch des Doms begann, wurde der Dommarkt nach dem Gänsemarkt verlegt, den Namen „Dom“ behielt er auch nach der Verlegung. Einzelne Geschäfte machten sich den Fremdenzustrom zum Dom zu nutze und veranstalteten in ihren Läden einen heimlichen Domverkauf. Sie boten alle Sachen feil, die man sonst auf dem „Dom“ zu kaufen pflegte. Diese schon immer geübte Sitte wurde jetzt allgemeiner, es wurden sogar Ausstellungen von den besseren Geschäften in den Häusern veranstaltet. Nur die Händler mit Tand und Näsereien schlugen noch auf dem Gänsemarkt ihre Zelte auf.

Während der Franzosenherrschaft verlor der Dom mehr und mehr an Bedeutung, er fiel 1813 gänzlich aus, lebte aber schon im Jahre 1814 wieder auf. Die Vierschillingsbuden waren wieder da mit ihren Pfeffer- und Braunschweiger Honigkuchen, ferner die Zelte mit allerlei süßen Sachen, auch Oblaten, Bonbon oder Donjes, wie man damals sagte, und dann die schönen Hirschhorn- und Pflaumenorten. Die Zuckerwarenindustrie stand damals, obgleich die Hilfsmittel nur primitiver Art waren, in

gutem Ansehen. Am Jungfernstieg gab es in einem Zelt böhmische Perlen, Herzen und Kränze in verschiedenen Farben. Für die Unterhaltung sorgte ein Mechaniker mit mechanischen, physischen und magnetischen Vorstellungen; seine Schwester produzierte sich in gymnastischen Vorführungen. Ein Panorama zeigte den Übergang der Hanseaten über die von den Franzosen erbaute Ebbbrücke nach Harburg, den Brand von Blankenese usw. Die Zuckerbäcker wiesen ihre Kunst in den Läden auf. Bei Konditor J. D. Wilm. am Berge, konnte man gegen acht Schillinge Entree Kunstarbeiten aus Tragant bewundern.

Der Dom nahm von Jahr zu Jahr einen gesteigerten Umfang an. Im Jahre 1820 reichte er von der Konstantinbrücke bis zum Alten Steinweg und 1823 wurden schon auf dem Alten Neumarkt Kuchenbuden errichtet. Man unterschied bereits die einzelnen Dommarktsteile. So nannte man den Steinwegsdom „Kuddelmuddel“, womit angedeutet wurde, daß dort Spiele und Waren für Kinder zu sehen und zu kaufen waren, wie u. a. das aus Wachs geformte Bild der „schönen Marjanne“, das man 1821 für vier Schillinge das Stück kaufen konnte. Auch kleine, in Menschenform hergestellte Rosinenmänner gab es, sie bestanden aus Rosinen und Pflaumen. Um den Hals war ihnen eine Papierkrause gelegt, womit angedeutet werden sollte, daß sie den hiesigen Würdenträgern ähnlich wären. Sie wurden von den Händlern angeboten mit dem Ruf:



Die große Halle der Domkirche

Im
Kuns
Jamr:
bildet
Bleic
bare
gebild
Helle
man
stehen
Den
Jahre
n u B
feil.
Milch
Auch
Dane
ihrer
Gäns
dama
saher
eigen
nach
zugel
sich
such
tragis
er sit
die e
gestol
kettel
hager
einzig
eine
und
Kind
lasse
echte
hier?
zu H
Dom:
Kreu
auf e
desse
der
Ru n
werd
Wag
hager

W
schre
des
Köl
schal
das
Groß
Nord
dem
nis v
Ham
diese
Zahl
Elite
Turn
ten I

Lu c
schic
alle

„So'n Mann mit 'nen Kragen,
Ich darf es kaum sagen,
Kost man een Schilling.“

Immer mehr wurde es Sitte, daß die Konditoren zur Domzeit Kunstwerke aus Zucker und Traganth herstellten. Das Paradies, Jamracks Wintergarten oder ähnliches wurden geformt und 1826 bildete ein Meisterstück des Konditors Gericke auf den Bleichen ein Ereignis. Aus Mehl und Wasser hatte er die furchtbare Schlacht der Türken und Griechen bei Missolunghi nachgebildet. Wenn man berücksichtigt, daß der Freiheitskampf der Hellenen in Hamburg innerliches Mitleben fand, dann wird man das gesteigerte Interesse für diesen Mehl-Wasserkuchen verstehen können.

Der Gänsemarkt-Dom hatte seine Blütezeit in den 50er Jahren. Der Import der Südfrüchte begann, und viele Kokosnußzelte boten dieses exotische Gewächs „mit echter Milch“ feil. Dabei hatten die Händler vielfach die Nüsse angebohrt, die Milch verwertet und dann die Nüsse wieder mit Wasser angefüllt. Auch Johannisbrot wurde angeboten, als „ganz wat fiens“. Daneben tauchten die Holländer Waffelkuchen auf, die schon bei ihrer Zubereitung einen süßlich-schmalzigen Duft über den Gänsemarkt sandten. Ein Flohtheater gab es auch schon damals, wie wir es in unserer Jugendzeit auf allen Jahrmärkten sahen. Ein „Professor“ leitete die sechsbeinige Gesellschaft, d. h. eigentlich war er Goldschmied, aber da man schon damals nach Titeln geizte, hatte er sich die Bezeichnung Professor zugelegt. Die Hamburger nahmen es ihm nicht übel, kümmerten sich auch nicht darum, daß der Herr Professor selbst zum Besuch der Vorstellung aufforderte. Dieser Professor fand ein tragisches Ende. Auf dem Dommarkt im Jahre 1853 erhängte er sich, nachdem er erfahren mußte, daß seine Schutzbefohlenen, die er angeblich mit ganz dünnen Silberfäden angeheilt hatte, ihm gestohlen waren. — Auch „wirkliche“ Menschenfresser gab es: „Ewahu“ mit seinem wilden Bruder. Sie waren angeketet, rissen aber so weitend an den Ketten, daß der kleine und hagere Unternehmer die Menge beschwor, schnell Schnaps, das einzige Beruhigungsmittel, heranzuholen, denn nur dadurch sei eine Beschwichtigung möglich. Der Sammelteiler ging herum und jeder opferte. Als die zu der „Vorstellung“ anwesenden Kinder einmal den Vorführungsraum nicht schnell genug verlassen hatten, kam der „Menschenfresser“ zurück und schrie in echtem Hamburger Platt die Kinder an: „Wat wilt Ji noch hier? Heft Ji nich hört, datt dat ut is? Gliek makt Ji, datt Ji to Hus kamt!“ — Und noch ein anderes Erlebnis aus damaliger Domzeit. Am 24. September 1861 entwich ein Löwe aus der Kreuzbergischen Menagerie. Das Tier sollte in einem Käfig, der auf einem von einem Pferde gezogenen Wagen stand und zu dessen Behütung zwei Mann, der Kutscher und sein Beifahrer, der noch heute im Volksmunde fortlebende Heinrich Rundshagen, mitgegeben waren, nach Hamburg gebracht werden. Der Löwe fiel nach seinem Entweichen das vor den Wagen gespannte Pferd an und biß sich an diesem fest. Rundshagen gelang es durch seine Kühnheit, dem Löwen eine

Schlinge um den Hals zu legen und diese gemeinsam mit dem Kutscher so fest anzuziehen, daß der Löwe auf der Straße verendete. Heinrich Rundshagen erhielt aus diesem Anlaß von der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe die goldene, vom König von Dänemark die silberne Medaille, vom Senat 100 Taler. Diese Ehrungen stiegen Rundshagen zu Kopf, er mietete sich zur Domzeit auf dem Neuen Steinweg ein Zimmer und ließ sich dort für vier Schillinge in Augenschein nehmen. Die Geschichte weiß allerdings zu berichten, daß es über das Schauobjekt einmal zu einer wüsten Schlägerei kam, als ein Besucher sich geneptt fühlte, weil er der irrigen Meinung war, die Erdrosselung des Löwen würde hier noch einmal vorgeführt. —

Im Jahre 1852 begannen einige Saalnhaber zunächst in schüchterner Weise einen Weihnachtsbasar abzuhalten. In den Programmen für diese Basare kam auch ein Dichterling mit folgendem Poem zu Worte:

„Aufgezogen in den Sälen
Stehn die Buden ringsherum,
Und es wogt in dichten Massen
Auf und ab das Publikum.“

Diese Basare fanden bald Nachahmer. Trockenen Fußes die Domfreuden zu genießen, gefiel den Hamburgern, zumal die Saalnhaber in den folgenden Jahren sich in den Vorführungen zu überbieten suchten. Aus den einfachen Kinderveranstaltungen wurden künstlerische Darbietungen. Immerhin widmeten einzelne Volksschichten auch noch dem Gänsemarkt-Dom ihr Interesse, bis der wachsende Verkehr eine Verlegung des Doms nötig machte. Im Jahre 1880 wurde er zum letzten Male hier abgehalten und im nächsten Jahre nach dem freien Felde beim Holstenwall verlegt, wo der Dom gemeinsam mit den Domfreuden, die sich über den Groß-Neumarkt, den Pferdemarkt, Zeughausmarkt und Spielbudenplatz ausbreiteten, zentralisiert wurde. Als auch hier der Platz zu eng wurde, fand die Verlegung nach dem Heiligengeistfeld statt, wo alljährlich, beginnend mit dem letzten Sonnabend des Monats November, der Dom feierlich eingeleitet wird. Hier ist die freie Gestaltung der einzelnen Schausteller und Verkaufsbuden nicht durch den Platz behindert, während die Polizei doch Wert darauf legt, daß eine zweckmäßige Verteilung der Plätze vorgenommen wird, damit die Konkurrenz sich nicht auf einem Platze zusammendrängt. Auch wird verhindert, daß durch eine übergroße Zahl von Zellen und Verkaufsständen ein Überangebot entsteht. Die zahlenmäßige und räumliche Verwendung des Platzes ist deshalb in den letzten Jahren stabil geblieben.

Wiederholt ist versucht worden, dem Dom den Lebensfaden abzuschneiden und das Weiterbestehen behördlich zu untersagen. Bisher ist es ihm immer noch geglückt, durch alle Fährnisse hindurchzuschlüpfen, und dadurch ist ein Stück unserer hamburgischen Geschichte erhalten geblieben, das schon unseren Vorfahren reiche Freude bereitet und hoffentlich auch noch späteren Generationen als Vermächtnis des alten Hamburg bleiben wird.

Das Turnen in Hamburg 1928

Wenn man von der Jahresarbeit der Hamburger Turnvereine schreiben will, dann kann man nicht an dem großen Geschehen des Jahres 1928, dem „14. Deutschen Turnfest in Köln“ vorüber, denn dieses Fest der großen Deutschen Turnerschaft hat auch der ganzen Arbeit unserer Hamburger Vereine das Gepräge für 1928 aufgedrückt. Alle turnerische Arbeit der Groß-Hamburger Turnvereine, der Gauen und des Turnkreises Norden waren auf Köln eingestellt, galt es doch auch dort, bei dem ehesten der deutschen Feste, vor Hunderttausenden Zeugnis von dem Können abzulegen. Wir dürfen feststellen, daß unsere Hamburger Vereine, daß insbesondere unsere Hamburger Turner diese größte aller Prüfungen gut bestanden haben, denn eine große Zahl konnte in den harten Kämpfen der vielen Auserwählten, der Elite der Deutschen Turnerschaft, in Ehren bestehen. Hamburger Turner und Turnerinnen konnten, geschmückt mit dem schlichten Eichenkranz, als Sieger in die Heimat zurückkehren.

Auch der 150. Jahrestag des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn am 11. August 1928 gab Veranlassung zu verschiedenen Erinnerungsfeiern und Gedächtniswettkämpfen, die alle einen stimmungsvollen und erfolgreichen Verlauf nahmen.

Die Aufstellung der „Jahn-Büste“ in der Ehrenhalle der Walhalla bei Regensburg wurde überall in der D. T. mit großer Freude aufgenommen.

Das Jahr 1928 selbst begann leider mit einer traurigen Botschaft. Am 2. Januar 1928 war der Oberturnwart der Deutschen Turnerschaft, Oberstudienrat Max Schwarze, einer der fähigsten und tüchtigsten Männer der D. T., einer tödlichen Krankheit erlegen.

Die praktische Turnarbeit war überreich an Ereignissen und Kämpfen, aber auch an schönen Erfolgen, wie wohl in keinem der Jahre vorher. Die zielbewußte Erziehungsarbeit der Vereine, die verschiedenen Lehrgänge der Vereine, Gauen und des Kreises haben reiche Früchte getragen. Die Leistungsstufe der Turner und Turnerinnen, sowohl im Gerätturnen, als auch in allen anderen turnerischen Disziplinen (Volksturnen, Schwimmen, Fußball, Handball, Gymnastik, Sommerspiele) hat eine außerordentliche Steigerung erfahren, die denn auch unsere Vereine und Wettkämpfer mehr denn je in der großen Deutschen Turnerschaft in Erscheinung treten ließ. Sie haben Hamburg alle Ehre gemacht.